Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder deren Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 3.—, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 3.75. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 4.50, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaktion und Expedition.
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3,
L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Strehlener Straße 6.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Carl Duncker, Herzgl. Bayr. Hofbuchhandlg.,
Lützowstraße 10.
Fernsprecher Amt VI Nr. 4603.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reklamen unter dem Redaktionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 39. **Donnerstag** den 22. Januar 1903. **97. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

Leipzig, 22. Januar.

Reichstag und parlamentarische Redefreiheit.

Wer nach dem scharfen Zusammenstoße, zu dem es vorgestern im Reichstage zwischen dem sozialdemokratischen Abg. v. Vollmar und dem Präsidenten Graf Ballestrem gekommen war, erwartet haben mochte, daß gestern Gewitterschwüle über dem hohen Hause liegen und heftige Entladungen erfolgen würden, sah sich enttäuscht. Daß von sozialdemokratischer Seite kein Versuch gemacht wurde, an dem vorgestrigen Verhalten des Präsidenten Kritik zu üben, konnte freilich nicht überraschen; jeder derartige Versuch würde ja von dem Schwinger der wieder geflickten Reichstagsglocke im Keime erstickt worden sein. Die „Genossen“ haben es ja auch gar nicht nötig, im Hause selbst den ihnen gelieferten Agitationsstoff auszunutzen. In zahllosen Versammlungen wird dies geschehen, nachdem bereits vorgestern der Fraktionsvorstand eine Erklärung losgelassen hat, die von allen sozialdemokratischen Blättern verbreitet wird und in der es heißt:

Vollmar beabsichtigte im Laufe seiner Etatsrede die verletzenden Aeußerungen zur Sprache zu bringen, die der Kaiser in seinen bekannten Reden in Essen und Breslau im Dezember vorigen Jahres gegen die deutsche Sozialdemokratie geschleudert hat. Das zu thun, hatte Vollmar nach den bisherigen, durch den Präsidenten Herrn Grafen von Ballestrem selbst im Reichstage eingebürgerten Regeln volles Recht.

Der Präsident, Herr Graf v. Ballestrem, hat in den Sitzungen des Reichstages vom 21. Januar 1899, ferner vom 21. Juni 1899 und endlich vom 12. Dezember 1899 ausdrücklich erklärt, daß er eine Besprechung kaiserlicher Reden in angemessener Weise, sobald sie authentisch, z. B. durch den „Reichsanzeiger“, bekannt geworden seien, zulassen werde.

Obwohl nun die Reden in Essen und in Breslau im „Reichsanzeiger“ veröffentlicht worden sind, und obwohl v. Vollmar auf Einwendung des Präsidenten, Herrn Grafen v. Ballestrem, ausdrücklich erklärt hatte, er werde den Fall Krupp, mit dem jene Reden in Verbindung stehen, mit keinem Worte erwähnen, sondern sich ausschließlich auf die Kritik der gegen die sozialdemokratische Partei gerichteten Beschuldigungen des Kaisers beschränken, so ließ der Präsident diese Kritik nicht zu.

Dieser Willkürakt des Präsidenten, Herrn Grafen v. Ballestrem, ist um so unerhörter, als er es in der Ordnung fand, daß sowohl in der gestrigen als in der heutigen Sitzung des Reichstags das Swinemünder Telegramm des Kaisers an den Prinz-Regenten von Bayern, das im „Reichs-Anzeiger“ nicht veröffentlicht worden ist, in der gründlichsten Weise erörtert wurde, insbesondere auch durch den Zentrums-Abgeordneten Dr. Schaedler.

Aber daß auch die Redner der übrigen Parteien, die gestern zum Worte kamen, mit Ausnahme des Abgeordneten Schrader von der Freisinnigen Vereinigung, den Vorfall nicht erwähnten, ja daß selbst der Abg. Eugen Richter, der sich doch mit der Person des Kaisers recht viel beschäftigte, nur ganz leise und ohne ausdrückliche Mißbilligung den Willkürakt des Präsidenten streifte, muß sehr befremden. Hier handelt es sich doch nicht um die Handhabung einer von der Mehrheit des Hauses gewollten und beschlossenen Aenderung der Geschäftsordnung, sondern um ein vom Präsidenten eigenmächtig geübtes Abweichen von Grundsätzen, die er selbst aufgestellt, und um ein Abweichen noch dazu, das jeder Partei, der Herr Dr. Schaedler nicht angehört, gefährlich werden kann. Glaubt man den Grafen Ballestrem wegen seiner sonstigen Verdienste schonen zu müssen? Rücksicht und Dankbarkeit sind Tugenden, aber das Ansehen und die Würde des Hauses verdienen jedenfalls noch mehr Rücksicht. Und jedenfalls ist die Schonung eines Einzelnen nicht am Platze, wenn sie der Agitation der Umsturzpartei zum Vorteile gereicht. Und jedenfalls wird diese Partei nicht nur das Vorgehen des Präsidenten, sondern auch das Schweigen der meisten gestrigen Redner über dieses Vorgehen ganz gründlich zu ihrem Vorteile ausbeuten und Beifall auch in Kreisen, die sonst nicht sozialdemokratisch angehaucht sind, für die Behauptung ernten, die sozialdemokratische Partei sei die einzige, welche die ohnehin stark eingeschränkte parlamentarische Redefreiheit vor weiterer Einschnürung zu schützen suche. Hoffentlich wird heute wenigstens nachgeholt, was gestern versäumt worden ist. Und dazu bietet die beste Gelegenheit die gestrige Rede des Reichskanzlers. In seiner höchst sympathischen Schilderung des Wesens Kaiser Wilhelms II., die in den Worten gipfelte: „Ein Philister ist er nicht!“, wiederholte er nicht nur die Versicherung, daß der Kaiser Widerspruch in angemessener Form sehr wohl vertragen könne, sondern forderte auch im Bewußtsein seiner eigenen Verantwortlichkeit das Haus auf, alle Angriffe, motivierte und unmotivierte, nicht gegen den Kaiser, sondern gegen ihn, den Kanzler, zu richten. Ist das nicht ein ganz direktes Zugeständnis, daß er die Vertretung der mit seiner Billigung im „Reichsanz.“ veröffentlichten Reden des Kaisers in Essen und in Breslau nicht scheue, sondern für seine Pflicht halte? Klingt das nicht wie eine leise Mißbilligung des Verhaltens des Präsidenten dem Versuche von Vollmars gegenüber, diese Reden zur Sprache zu bringen? Und wenn eine Mißbilligung auch nicht in der Absicht des Kanzlers lag: jedenfalls müssen seine Worte für alle, die zwar für das Recht des Reichstags, seine Geschäftsordnung nach Bedürfnis zu ändern, energisch eintreten, aber eine willkürliche Beschränkung der Redefreiheit nicht billigen, ein Ansporn sein, ungescheut gegen das vorgestrige Vorgehen des Präsidenten ihre Stimmen zu erheben und dadurch zu verhüten, daß das „Schweineglück“ der Umsturzpartei noch mehr zunimmt. Erfolgt eine solche Mißbilligung noch, so erinnert das vielleicht den Grafen Bülow daran, daß auch er noch etwas nachzuholen hat, was er bisher trotz aller Anzapfungen vergessen hat: eine Erklärung bezüglich der Veröffentlichung der Swinemünder Depesche unter falscher Angabe. Der Abg. Eugen Richter deutete gestern an, daß diese Veröffentlichung nur von sehr einflußreicher Seite veranlaßt worden sein könne. Schweigt Graf Bülow auch nun noch hartnäckig, so trägt er allein die Schuld daran, daß man nicht nur im Zentrum und bei den Sozialdemokraten sagt: „Lügen will er nicht, aber reden darf er nicht“.

Zur ersten Etatslesung im preußischen Abgeordnetenhause.

. . . . „Der Rest ist Schweigen“. Geschwiegen hat die Thronrede über die Kanalfrage, geschwiegen der Ministerpräsident, der Finanzminister und der Minister des Innern, als die nationalliberalen Abgeordneten Roelle, v. Eynern und Dr. Friedberg die Regierung wiederholt und dringend über das Schicksal der Kanalvorlage interpellierten. Stumm wie das Grab blieb die Regierung. Sie überließ die Antwort den Kanalgegnern, die ihrem Triumph über die gänzliche Nichtbeachtung dieser Fragen, Forderungen und Sorgen durch übermütige Scherze Luft machten, als ob Preußen in die Eisregion entrückt sei, wo ein ewiger Winter den Verkehr auf Wasserstraßen nicht kennt. Stumm blieb — zum großen Befremden wohl des ganzen Hauses — auch der neue Eisenbahnminister Budde. Es ist wohl eine ziemlich ungewöhnliche Erscheinung, daß ein neuer Minister bei Gelegenheit der Generaldiskussion zum Etat nicht Anlaß nimmt, sich dem Hause vorzustellen, zumal sein Etat, hier die Eisenbahnverwaltung, unausgesetzt im Vordergrunde der Erörterungen aller Etatsredner stand. Aber für die Eisenbahnverwaltung sprach nur der Finanzminister; der Ressortminister Budde hüllte sich in Schweigen. Soll man dies gänzliche Zurücktreten des neuen Eisenbahnministers hinter den Finanzminister als die Wiederkehr jener ersten Zeiten unter Herrn v. Miquel auffassen, wo dieser als Finanzminister das Eisenbahnministerium als ein ihm zugehöriges Ressort betrachtete? Gerade auf die größere Unabhängigkeit des Eisenbahnministeriums vom Finanzministerium legt das Abgeordnetenhaus das größte Gewicht; also: videant consules! Bei der zweiten Lesung des Etats wird Minister Budde jedenfalls diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, sein Programm für die Eisenbahnverwaltung zu entwickeln. Daß das Zentrum in der Reichsfinanzreform wie auch in der im deutsch-nationalen Sinne beabsichtigten Ostmarken-Politik versagt, war kaum anders zu erwarten. Die Förderung des Deutschtums hat von seiten des Zentrums im Osten der Monarchie noch stets die größten Hindernisse erfahren. Nur andere „nationale“, dabei deutsch-feindliche Bestrebungen finden bei ihm Sympathie. Eine Erinnerung an diese Tatsache, die vorgestern Herr v. Eynern auffrischte, schien das Zentrum ungemein peinlich zu berühren. Herr v. Eynern führte u. a. aus: Er hoffe, daß im Zentrum, trotz der Abweisungsrede des Abg. Fritzen gegen die Forderungen auf Schutz des Deutschtums im Osten, nicht viele Männer säßen, welche sich die Auffassung des vorjährigen Katholikentags in Mannheim angeeignet hätten. Herr v. Eynern wies damit auf folgende Vorgänge hin: Der Mannheimer Katholikentag tagte unter Vorsitz des Fürsten Löwenstein, der „als Protest gegen den Götzendienst, der mit der Nationalität getrieben werde“, ein Telegramm an den tschechischen Katholikentag in Königgrätz folgenden Inhalts empfahl:

„Den katholischen Brüdern des Königgrätzer Katholikentags, die fest stehen in Treue für Kirche und Vaterland, beste Grüße und Wünsche.“

Daß in Oesterreich fast alle Deutschen, welche im Kampfe mit den Tschechen stehen, auch Katholiken sind, scheint in Mannheim nicht beachtet worden zu sein. Ein gut katholisches Blatt bemerkte zu diesem Beschlusse: „Das Telegramm gehört zu den beschämendsten Aeußerungen würdeloser Anschmeichlung des Auslandes, die außerhalb des Zentrums und der Sozialdemokratie heutzutage, Gott sei Dank, in Deutschland unmöglich geworden ist.“

Das Bombardement des „Panther“.

Auf die Auslassungen der Deutschland nicht freundlich gesinnten ausländischen, namentlich der amerikanischen Presse über den „Panther“-Zwischenfall, haben wir bereits hingewiesen. Es verdient in dieser Hinsicht noch ganz besonders ein Telegramm des „New York Herald“ aus Caracas erwähnt zu werden, welches folgendermaßen lautet:

„Ein hochgestellter Beamter zeigte mir einen vom 11. Januar datierten Brief des Präsidenten Castro des Inhalts, daß etwa eine Woche später die deutschen Schiffe das Feuer auf San Carlos eröffnen würden. Befehle zu einem solchen Vorgehen seien von Berlin eingelaufen, zugleich mit der Instruktion, daß der Angriff erfolgen solle, bevor Mr. Bowen in den Vereinigten Staaten eintreffe. Der Korrespondent des „New York Herald“ fügt dieser Nachricht hinzu, daß man in Caracas allgemein der Ansicht sei, das Vorgehen Deutschlands würde einen bösen Einfluß auf die Friedensverhandlungen ausüben.“

Wir können (schreiben hierzu die „B. N. N.“) dieser die Wahrheit entstellenden Nachricht des amerikanischen Blattes gegenüber nur betonen, daß nach ganz bestimmten Versicherungen, die wir an unterrichteter Stelle erhalten haben, das Vorgehen des „Panther“ nicht auf eine Ordre von Berlin erfolgt ist, ja daß man zur Stunde noch hier über die Gründe dieses Vorgehens keine Aufklärung erhalten hat. Uebrigens ist es selbstverständlich, daß die dortigen Befehlshaber der Schiffe die Befugnis haben, unter gewissen Umständen nach eigenem Ermessen einzuschreiten, und jedenfalls wird der Kommandant des „Panther“, wenn überhaupt der Zwischenfall nicht von einigen amerikanischen Organen völlig entstellt oder zum mindesten stark aufgebauscht worden ist, schon triftige Gründe für sein Vorgehen gehabt haben. Nach einer New Yorker Meldung der „Times“ ist man auch in amtlichen amerikanischen Kreisen keineswegs geneigt, hinter dem Zwischenfalle eine langer Hand in Berlin vorbereitete Aktion zu suchen, vielmehr herrscht dort, wie der betreffende Korrespondent meldet, die Ansicht, die Befehlshaber der blockierenden Schiffe müßten in weitem Umfange selbst von Tag zu Tag über die Lage entscheiden. Sie könnten nur allgemeine Befehle haben. Ein Kriegszustand bestehe nicht, und niemand vermöge vorher zu sehen, was sich ereignen könne. Der Korrespondent des doch gewiß nicht deutschfreundlichen Blattes fügt hinzu, die Telegramme aus Venezuela hätten, wie sich klar erkennen lasse, über den Angriff des „Panther“ auf das Fort San Carlos übertriebene und sogar alberne Berichte gegeben. Die Geschichten aus Venezuela würden indes manchmal auch dann geglaubt, wenn sie nicht glaubwürdig seien.

Die Lage in Marokko.

Von befreundeter Seite wird uns ein aus Rabat (westlich von Fez am Atlantischen Ozean) vom 11. Januar datierter Privatbrief zur Verfügung gestellt, dem wir folgende interessante Mitteilungen entnehmen:

„Die deutsche Presse schreibt in manchen Dingen über Marokko außerordentlich gut unterrichtet, kommt aber zu falschen Folgerungen. Wenn aber selbst der Herr Gesandte infolge der Hiobsposten dazu kommt, uns aufzufordern, Rabat zu verlassen, braucht man sich nicht weiter darüber zu wundern. Dies war eine ganz voreilige Aufforderung; im Gegenteil, er hätte uns Besonnenheit und ruhiges Verweilen raten sollen. Zeigen wir Furcht, so können wir leicht die Lage verschlimmern. Die Sachen in Fez liegen ruhig; nach der Niederlage sind die Talba zu den Ministern gegangen und haben gefragt, wer eigentlich der Bahamara ist, ob sich der Bruder des Mulay Abdelaziz, der Mulay Emhamed El Anar dahinter verstecke oder wer sonst. Natürlich, wenn es der Mulay Emhamed gewesen wäre, wären alle übergelaufen; die verneinende Antwort des Sultans wurde doch nicht recht geglaubt, und das Volk verlangte, den Mulay Emhamed zu sehen. Eine Eskorte von 40 Reitern hat ihn dann von Mequinez geholt; sein Bruder sandte ihm ein Maultier mit Sattel usw., Kleid und 500 $, und Mulay Emhamed besuchte die Heiligen Gräber in Fez, um sich dem Volk zu

Feuilleton.

Frau Izuna.

17] Roman von Karl Tanera.

Nachdruck verboten.

Izuna saß allein in seinem Zimmer und sann über die vorausgegangenen Scenen nach. Er befand sich in mißmutigster Stimmung. Den ganzen Nachmittag über hatten seine Kollegen ihn bestürmt, er solle sich doch nicht mehr durch eine Europäerin so stark der alten, guten Sitte seines Vaterlandes entfremden lassen, wie es schon geschehen sei und anscheinend immer mehr stattfinde.

„Wir, geehrter Herr Kollege“, hatte ihm Professor Naibara inmitten der anderen Herren gesagt, „sind nicht allein da, um unserm Volke höheres Wissen beizubringen, sondern wir sollen ihm auch leuchtende Vorbilder in unserm Auftreten, in unserm Familienleben, in unsrer treuen Erhaltung der altbewährten Sitte sein. Wenn wir für die unteren Stände politische Freiheiten verlangen und gegenüber dem Adel erreichen wollen, so müssen wir dem Volke durch unsern Wandel zeigen, daß unser Streben nicht zur Auflösung von Sitte und Recht führt, sondern daß wir, die wir aus der früher geknechteten Menge hervorgingen, ebenso gut, ebenso verständnisvoll für die vererbten Moral- und Anstandsregeln eintreten, wie die vornehmen Herren. Darin müssen wir uns den Samurais und Daimios ebenbürtig, im Wissen aber überlegen zeigen. Wenn wir der schlechten europäischen Sitte mit ihrem Scheinleben und ihrer Zügellosigkeit bei uns Eingang gestatten, so setzen wir uns in den Augen unsres Volkes herab, und wir können unsre Aufgabe nicht erfüllen.“

Als Izuna eine Entgegnung versuchen wollte, fiel ihm Inukzawa ins Wort, indem er bemerkte: „Ich muß mich ganz der Ansicht unsres geehrten Kollegen Naibara anschließen, wir beide sprachen, als wir die Freude hatten, einen Abend bei Ihnen verbringen zu dürfen, über Ihre Frau. Sie ist eine reizende und liebenswürdige Dame, um deren Besitz Sie jedermann beneiden darf. Auch ist ihr Auftreten im Hause so zurückhaltend und anständig, daß sie fast mit einer gut erzogenen Japanerin auf gleiche Stelle erhoben werden kann. Allein sie erlaubt sich öffentlich, naturgemäß, weil sie es eben in Europa nicht besser gelernt hat, verschiedene Freiheiten, welche der guten Sitte widersprechen. Sie redet z. B. Männer von selbst an, ohne daß sie gefragt wird, und andres mehr. Das wäre alles noch angängig, weil sie eine Dame von soliden Grundsätzen ist, so daß ihre Formfehler nicht in schlechter Moral, sondern nur in falscher Erziehung liegen. Bedenken Sie aber, wenn andere Japaner, welche nicht durch jahrelanges Beobachten, so wie Sie, gelernt haben, Unterschiede zu machen, auch Europäerinnen und zwar von der minderwertigen Sorte, wie wir sie hier in unserm Lande zuweilen sehen, heiraten wollten! Wenn nun diese nach dem Beispiel Ihrer Frau sich Freiheiten, wie das Eindringen in Männerkreise auf öffentlichen Plätzen und Aehnliches erlauben, wenn diese schließlich vollständig ausarten würden, was dann? Dann würde unser Ansehen als Vorkämpfer einer neuen Zeit, der Zeit der absoluten Gleichberechtigung aller Stände, bald so geschädigt sein, daß die Erfüllung unsrer Aufgabe unmöglich wäre. Ich bin im allgemeinen keineswegs gegen Ehen zwischen Japanern und Ausländerinnen. Aber letztere müßten sich ganz uns anpassen, sich auf den Standpunkt unsrer feineren Umgangsformen erheben, die bescheidene Zurückhaltung unsrer Frauen annehmen, kurz, sie müßen vollständige Japanerinnen nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich werden. Sonst halte ich eine solche Ehe unheilvoll für unser Land und würde daher, wo es mir möglich ist, dagegen auftreten. Dann erlaube ich mir bei dieser Gelegenheit eine andere Bemerkung zu machen. Die Wohnung unsres geehrten Herrn Kollegen Izuna ist nach europäischer Art eingerichtet. Es befinden sich in dem Zimmer, welches jedem Besucher geöffnet wird, eine Menge von kleinen Luxusgegenständen und unnützigen Dingen, wie man sie höchstens bei ganz besonderen Festlichkeiten zeigt, sonst aber im feuerfesten Gewölbe verwahrt. Das halte ich für schädlich, ja geradezu für gefährlich. Dadurch wird bei den besseren, aber nicht so bemittelten Klassen Neid und Mißgunst, bei den weniger gebildeten jedoch eine höchst verderbliche Gier nach gleicher verschwenderischer Ausstattung erregt. Dies zerstört den auf einfache, bescheidene, den Verhältnissen entsprechende Lebensweise gerichteten Sinn unseres Volkes, und bei Naturen, welche zu Verbrechen angelegt sind, reizt es zum Einbruch, Diebstahl, Brandstiftung usw. Es vernichtet also unsere solide, einfache Art und treibt uns dem luxuriösen Schwindelsystem zu, das schon seit Jahrhunderten die europäischen Staaten ergriffen und zerfetzt hat. Vor allem aber muß ich tadeln, daß Herr Kollege Izuna das Bild des Gekreuzigten, also ein Symbol einer Religion, der wir nie eine Ausbreitung gestatten dürfen, weil wir uns sonst Haß und Zwietracht ins eigne Fleisch säen, in seinem Empfangszimmer hängen hat. Dieses würde ich als Mann und Japaner nie in meinem Hause dulden.“

So und in ähnlicher Weise hatten die Professoren unaufhörlich Izuna bearbeitet, alle seine Entgegnungen in diesem Sinne erwidert und abgelehnt und ihn schließlich durchblicken lassen, daß sie ihm seine Stellung an der Universität unmöglich machen würden, wenn er ihre Ratschläge nicht annähme.

In vieler Beziehung stimmte er an und für sich den erhaltenen Lehren zu, denn seit seiner Rückkehr in die altgewohnte, japanische Umgebung hatte sich der in Europa angeeignete Firnis bei ihm immer mehr abgeschliffen und sein früheres japanisches Empfinden kam wieder zum Durchbruch. Er fühlte jetzt deutlich, daß er in Deutschland manche äußere Form und auch innere Anschauung eigentlich mehr aus Liebe zu seiner Frau wie aus Ueberzeugung angenommen hatte.

Seine Entgegnungen waren daher nur matt gewesen, und als er abends allein in seine Wohnung zurückkehrte, hatte er bei sich beschlossen, Stradowa zu bitten, sich mehr den japanischen Gebräuchen anzupassen und zu fügen. Trotzdem kam er etwas zagend in seine Wohnung, denn er befürchtete Vorwürfe, weil er sie so plötzlich verlassen hatte.

Nun war sie schon zur Ruhe gegangen, ohne auf ihn zu warten. Dies widersprach so sehr den Sitten seiner Heimat, daß er keine Entschuldigung für ihr Benehmen in seinem Innern fand. Er dachte sich selbst in einen künstlichen Zorn hinein. Er sagte sich, daß es ihre Pflicht als Frau gewesen wäre, eine Aussprache mit ihm herbeizuführen, wenn ihr sein Verhalten nicht gefallen habe. Jedenfalls mußte sie ihn erwarten.

„Dann hätte ich ihr in aller Ruhe und Liebe erklärt, daß ich so handeln mußte, sonst wäre ich in einen so schlechten Ruf bei meinen Kollegen gekommen, daß es meiner Stellung als Professor geschadet hätte. Sie würde dies eingesehen haben, wir hätten uns gegenseitig nachgegeben, und alles wäre gut gewesen. Jetzt trotzt sie! Sie versäumt ihre Pflicht, geduldig und freundlich ihrem Gatten entgegenzukommen. Sie will hier auch solche Scheinmanöver, wie man sie in Europa zwischen Eheleuten ausführt, versuchen. Kopfweh und alle möglichen Leiden sollen das Mitleid des Mannes erregen, Tränen ihn erweichen, und dann dürfte er noch um Verzeihung bitten. Nein, so weit soll es nicht kommen. Das muß ich vom Anfang an abstellen. Ich werde, da meine Frau nicht da ist, wo sie pflichtgemäß sein sollte, das nun, ohne es mit ihr zu bereden, allein ausführen, was meine Kollegen mir vorschlugen oder als wünschenswert durchblicken ließen.“

Damit erhob er sich, rief Kik und Hat und ließ sie alle Nippes, die Radierung des Christusbildes und die kleinen Luxustischchen aus dem Hause tragen und im feuerfesten Steingewölbe im Garten unterbringen. Erst, nachdem das Empfangszimmer auf solche Weise sehr vereinfacht war, begab er sich zu seiner Frau. Stradowa hatte durch die dünnen Schiebewände alles gehört. Sie fühlte sich sehr unglücklich. Aber sie war klug genug, um leidenschaftslos und ruhig zu überlegen, was sie nun tun müsse. Als sie sich zuerst vergegenwärtigte, wie wohl die Kollegen Izunas ihn bearbeitet haben würden, und wie die japanischen Sitten ihm recht gaben, da wollte sie aufstehen, ihn begrüßen, und zwar etwas mit ihm schmollen, aber doch bald nachgeben und eine Versöhnung erzielen. Da vernahm sie seine Befehle an die Nesano, die Nippes und das Bild wegzubringen. Das schmerzte sie tief und schuf auch in ihr eine zornige Regung. Als sie sich aber nochmals die Lage genau vergegenwärtigte, ergriff sie ein Gefühl der Angst und Sorge. „Wenn er plötzlich ganz zur altjapanischen Partei übergehen und von ihr verlangen würde, daß sie sich mit den Rechten einer japanischen Frau begnügen sollte! — Aber das kann er doch nicht! Es würde ja gegen seine Anschauung gehen, es würde sein Lebensziel umwerfen. Dazu liebt er mich auch zu sehr. — Vielleicht hätte ich aber doch mehr auf seine Wünsche eingehen und den Bogen nicht so stramm spannen sollen! Ich will ihm jetzt etwas nachgeben, und dann allmählich versuchen, ihn wieder mehr meinem Einfluß zu unterstellen.“

Sie konnte nicht weiter überlegen, denn er trat ein. Ihm etwas Zeit zu gewinnen, stellte sie sich, als ob sie heftigstes Kopfweh habe, und bat ihn, bevor er etwas sagen konnte, ihr frisches Wasser zu einem kalten Umschlag zu holen. Sie wußte so geschickt ihr Leiden darzustellen, und so mitleiderweckend zu bitten, daß er wirklich glaubte, sie empfinde heftigste Schmerzen, und sich beeilte, ihr einen Umschlag zu machen.

„Wie fühlst du dich denn jetzt?“

„Ich danke dir, nun geht es besser. Ich hätte gern